

Limmatspritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 31

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fritz Herdi
 «Rede, wiener
 chann...»

Vor Jahrzehnten sass der Schauspieler Erwin Parker, am 26. Juni heuer 80 geworden und einst als Emigrant ans Zürcher Schauspielhaus gekommen, in der Stammbeiz «Oleander» am Heimplatz (meist «Pfauen» genannt) und futterte sein schmales Menü für 1 Fr. 70. Als ihm ein Schweizer Kollege sein sprachliches Deutschtum vorwarf, rief Parker die Serviertochter Susi herbei und bat sie um ihre Meinung.

«Fräulein Susi», begann er in so ruhigem Ton, als ob es sich darum handelte, zu erkunden, ob es Herdöpfel oder Teigwaren als Beilage zum Kotelett gebe, «Fräulein Susi, bitte, sagen Sie ganz offen und ehrlich, was ist Ihnen lieber: einer spricht seine Sprache, die er kann, oder er versucht, schlecht und recht schwyzertütsch zu reden?» Ohne Zögern antwortete Susi: «Jede soll rede, wiener chann, aber», fügte sie rasch hinzu, «mir händs au gern, wämmer gsehnd, dass eine sich Müeh git.» Dazu Parker: «Mehrdeutiger hätte auch eine professionelle Pythia nicht zu orakeln vermocht.»

Übrigens hat Erwin Parker diese Episode in seinem Erinnerungsbuch «Mein Schauspielhaus» festgehalten; es ist kürzlich im Pendo-Verlag erschienen und hat sich schon in die Zürcher Bestsellerliste geschmuggelt. Parker ist einer der nicht mehr zahlreichen Mitbeteiligten und Zeugen aus der heroischen Zeit des Zürcher Schauspielhauses. 1933 wurde für alle jüdischen Bühnengehörigen in Deutschland zum Jahre Null; viele von ihnen kamen danach in Zürich unter, das übrigens schon im Ersten Weltkrieg Künstlern wie Elisabeth Bergner und Alexander Moissi Zuflucht geboten hatte.

Nase weg!

Etlliche Seiten widmet Parker in seinen Erinnerungen dem Schauspielhausdirektor Ferdinand Rieser (Amtszeit 1926 bis 1938), an dem er sporadisch übrigens auch positive Züge findet. Aber er schildert nicht zuletzt die seltsame Art, wie Rieser damals mit jüdischen Emigranten verhandelte. Mit Erwin Kalser zum Beispiel, Spitzenschauspieler in Berlin gewesen, nach Paris übersiedelt, von dort nach Zürich gekommen, um sich Rieser wunschgemäss vorzustellen. Nach längerer fachlicher Diskussion bestand Rieser darauf, er müsse noch wissen, wie Kalser

aussehe. Nein, nicht so, wie er darsitze, sondern im Frack. Anhand von Photos zum Beispiel. Kalser hatte keine Photos, musste nach Paris zurückreisen, um dort die verlangten Aufnahmen im – geliehenen – Frack machen zu lassen. Und wurde dann gnädigst engagiert.

Und Ernst Ginsberg war der führende jugendliche Problemschauspieler in Berlin gewesen. Sass dann vor Rieser im Büro, und der Direktor sagte: «Ihre Nase gefällt mir nicht. Die müssen Sie operieren lassen.» Nur dank Zureden von Hirschfeld, Otto und Lindtberg wurde Ginsberg schliesslich doch wenigstens «probeweise» engagiert. Und dann für fest. Seine Nase durfte er behalten.

Dazu Parker noch: «Es gibt eine zeitgenössische Zeichnung, den jungen Schiller im Profil darstellend, die ohne weiteres auch ein Porträt des jungen Ginsberg sein könnte.»

Friedhofplätzchen

Im Gegensatz zu einer Reihe von Kollegen ist Erwin Parker nicht Schweizer Bürger geworden. Parker dazu: «Jetzt, im hohen Alter, wärmt mein Herz sich daran, wenn man zu mir sagt: «Was, Sie sind kei Schwyzer!? Für mich gehören Sie zu Zürich, genau wie der Uetliberg.» (873,8 m ü. M.) Und tiefes Glück überkommt mich, wenn mein Bauernfreund in Arosa, bei dem ich seit 20 Jahren in den Sommerferien

als unbezahlter Knecht heue und sonstige damit verbundene Arbeit verrichte – einmal im Jahr soll man etwas Ehrliches tun, lautet meine Devise –, wenn dieser Freund zu mir sagt: «Du ghörst zu üs, du derfcht denn au uf üserem Friedhof oben am Bergkirchli ligge.»»

Honorare

Auf der Schauspielhausbühne waren sie alles mögliche: Könige, Kaiser, Tyrannen, Helden und was weiss ich noch. Privat sah es bei den nach Zürich ausgewanderten Emigranten-Schauspielern weniger rösig aus. 1934/35 bezog beispielsweise etwa Wolfgang Langhoff, der «erstes Fach» spielte, eine Monatsgage von 600 Franken, wovon ihm jeweils 200 Franken für Vorschuss abgezogen wurden; er hatte nach 13 Monaten Konzentrationslager den Vorschuss für Allernötigstes gebraucht. Blieben 400 Franken. Aber im Sommer wurde nicht gespielt, da fiel die Gage für 3 bis 4 Monate weg. Parker hingegen wurde pro Vorstellung honoriert, bekam in der ersten Zeit 10 Franken pro Aufführung. Einmal verdiente er innert sechs Wochen nur insgesamt 10 Franken: ein Stück mit Sensationserfolg wurde wochenlang fast jeden Abend gespielt; aber ausgerechnet Parker hatte darin keine Rolle zu spielen.

Wie kam man durch? Parker hatte ein Estrichzimmerchen an der Forchstrasse, dort hauste er. Aber leben, das tat er bei Wolfgang Langhoff und dessen Gattin Renate an der Dufourstrasse. Genau wie andere Kollegen, die nahe wohnten: Horwitz, Ginsberg, Steckel, Stöhr, Heinz. Ja, Schauspieler Wolfgang Heinz wohnte am Baschligplatz im Hause eines Bäckers, weil der Kamin des Backofens ihm im Winter die Heizung ersparte. Auch Lindtberg kam öfter an die Dufourstrasse.

Tee schichtweise

Langhoffs hatten eine abgesschrägte Zweizimmerwohnung. Das eine Zimmer war ihr Schlafraum. Das andere Ess-, Aufenthalts-, Lern-, Debattier- und notfalls auch Schlafzimmer

für die Schauspielerkollegen, die mit Langhoffs zusammen eine Art Lebens-, Koch- und Wirtschaftsgemeinschaft bildeten. Man traf sich bei Renate Langhoff um die Mittagszeit; Langhoff als einziger Festengagierter war wegen Proben meist nicht dabei. Man futterte sehr frugal. Es gab immer Kartoffeln oder Teigwaren und «Gemüse der Woche». Das Übrigbleibende diente als Grundlage für die abendliche Suppe, die, mit Wasser gestreckt, wenigstens ein vorübergehendes Sättigungsgefühl bewirkte. Ein Stück Fleisch bekam nur Langhoff, jeweils an Premierentagen, also alle 8 bis 10 Tage.

Nachmittags trank man schichtweise (Tassenmangel!) Tee, und, so Parker in seinen leistungswerten Erinnerungen, deren zweiter Teil aus Nachrufen auf Verstorbene und Würdigungen noch lebender Kollegen besteht: «Und manchmal ergaben sich Sternstunden, wenn von irgendwoher auf miraculöse Weise Hegefegebäck gestiftet wurde.» Für die gesamte Mittags- und Abendverköstigung inklusive Nachmittagsstee mit allfälligen Nussgipfeln oder Prussiens zahlte jeder Schauspieler der Renate Langhoff 10 Franken pro Person und Woche. Das Sonntagsessen entfiel.

Inbegriffen im Preis war auch die Badbenützung: Münz in den Schlitz der Gasuhr. Parker: «Nahm man das Vollbad mit halbgefüllter Wanne und zu zweit ein, was nach dem archimedischen Prinzip die Wassermenge verdoppelt, reduzierte sich der Preis pro Kopf und Körper auf ein Viertel.»

Parkers Erinnerungen, von Hanny Fries trefflich illustriert, umfassen die Zürcher Theaterjahre 1933 bis 1947.

